

Elisabeth Karaseva

Aus Grosny

Wir sind aus Grosny hierhergekommen. Kurz bevor am 29. November 1994 der erste Krieg in Tschetschenien begann, danach Grosny als Hauptstadt belagert und erobert wurde und so viele tausende Menschen starben, erhielten wir die Erlaubnis zur Ausreise. Am 14. November 1994 kamen wir in Deutschland an. Wir – das ist meine Familie. Meine Tochter Ina war 16 Jahre alt, mein Sohn Dimitri 23. Mein Mann Juri ist Politologe. Er arbeitete als Professor an der Universität in Grosny. Ich bin Russischlehrerin und war stellvertretende Direktorin an einer Schule.

Schon vor Ausbruch des Krieges waren die Zeiten schwer. Es war gefährlich, überhaupt auf der Straße zu laufen. Für die Sicherheit unserer Kinder kaufte mein Mann einen Hund. Es war ein Dobermann, der sie beschützen sollte. Auch besaßen wir ein Auto, mit dem wir uns fortbewegen konnten. Aber es konnte jederzeit gestohlen werden. Überall waren Rebellen, die morden und töten konnten. Das waren schreckliche Zeiten. Als wir unsere Papiere erhielten, verkauften wir unsere Wohnung. Das war eine sehr gute Wohnung, für die wir umgerechnet nur 2000 Deutsche Mark erhielten. Mit diesem Geld kamen wir in Deutschland an.

Schwerin

In Schlagbrügge, einer kleinen Gemeinde im Westen von Mecklenburg-Vorpommern, haben wir unsere erste Woche in einem Aufnahmeheim verbracht. Für die Niederlassung standen Wismar, Rostock und Schwerin zur Auswahl. Wir hatten wirklich keine Ahnung und als wir hörten, in Rostock würde beständig ein starker Wind wehen, sagten wir uns, dass Schwerin wohl der bessere Ort sei. So kamen wir nach Schwerin. Bevor wir unsere Wohnung erhielten, lebten wir ein Jahr in einem Wohnheim, einer ehemaligen Kaserne. Der Sprachkurs, den wir erhielten, dauerte ein halbes Jahr. Das war natürlich viel zu wenig, um die deutsche Sprache zu erlernen. Aber in Grosny hatte ich ein wenig Deutsch von meiner Kollegin an der Schule gelernt und so wurde ich für meine Familie eine Art Ansprechpartnerin.

Unser erster Anlaufpunkt in Schwerin war die jüdische Gemeinde. Wir waren ja jüdische Kontingentflüchtlinge, aber zu Hause hatten wir gar keinen Bezug zum Judentum, seiner Kultur und Religion. Deshalb blieb uns das Leben in der jüdischen Gemeinde fremd und wir nahmen nicht wirklich daran teil. Doch am Anfang besuchten wir einmal das Chanukka-Fest und lernten dort einen Deutschen kennen, mit dem wir heute noch in Verbindung stehen. Das war Herr Martin Just. Er war Referent im Landesbüro der Friedrich-Ebert-Stiftung. Als er hörte, welche Berufe wir in Grosny ausgeübt hatten, schlug er uns vor, Seminare für russischsprachige Menschen in Deutschland zu geben. So begann unsere mehr als zehnjährige Zusammenarbeit mit der Friedrich-Ebert-Stiftung. Zugleich wurde uns über das Gespräch klar, dass es kaum möglich sein würde, regulär an einer Schule zu arbeiten. So entstand die Idee, einen Verein zu gründen.

Im Oktober 1996 gründeten wir unseren Verein, das Deutsch-Russische Kulturzentrum „Kontakt“. Der Verein hat heute 150 Mitglieder. Ich übernahm ehrenamtlich die Leitung des Zentrums. Ein Anlass war meine Beobachtung, dass die Kinder russischsprachiger Eltern untereinander Deutsch sprachen. Mir schien es richtig, dass sie ihre Muttersprache nicht

vergessen. Unser erstes wichtiges Fest war das Jolka-Fest 1997. Wir hatten noch überhaupt kein Geld, aber unsere damalige Ausländerbeauftragte Frau Annette Köppinger vermittelte uns an die Domgemeinde und die Leiterin spendete uns 200 Mark. Das war das erste Geld, mit dem wir unsere Arbeit organisieren konnten. Die ersten neun Jahre wurden wir von der Stadt und vom Land finanziell unterstützt. Seitdem finanzieren wir uns über Projekte und Spenden bzw. arbeiten mit Stiftungen zusammen, was wirklich nicht einfach ist. Aber so geht es ja vielen Vereinen.

Es geht uns bei der Arbeit um die Unterstützung Neuzugewanderter. Wir haben fast alle ähnliche Erfahrungen damit gemacht, wie schwer es ist, in einem fremden Land Fuß zu fassen. Deshalb gibt es bei uns Sprach- und PC-Kurse oder wir begleiten Menschen zum Amt, zur Krankenkasse oder Wohnungsstelle. Im Kern des Zentrums aber steht die Kultur: der geistig-kulturelle Austausch russischsprachiger Menschen untereinander, aber natürlich auch der Austausch mit deutschsprachigen Menschen und solchen anderer nationaler Herkunft. Wir veranstalten Lesungen, wenn möglich mit bekannten Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Zu den bekanntesten gehört sicherlich Ljudmila Ulizkaja, die uns 1999 besuchte, aber auch Wladimir Woynovich, Igor Guberman und viele andere. An Literaturabenden beschäftigen wir uns mit Dichterinnen und Dichtern der Vergangenheit wie zum Beispiel Anna Achmatowa. In politischen Seminaren, die zumeist mein Mann durchführt, setzen wir uns mit Problemen der Gegenwart auseinander. Nicht nur durch unsere regelmäßige Teilnahme an der „Interkulturellen Woche“ sind wir in Schwerin und darüber hinaus bekannt. Hier traten wir zum Beispiel mit unseren Ensembles „Serenade“ und „Surprise“ und unserem Kinderensemble „Kinderland“ auf. Heute tragen auch unser Theater „Schaubude“, die Musikgruppe „Perkussion“ und unser Kindertanzensemble „Sternchen“ dazu bei.

Der Osten – das kann man Pech oder Glück nennen

Unsere Heimat konnten wir verlassen, weil Deutschland zu der Zeit jüdische Kontingentflüchtlinge aufgenommen hat. Wir reichten unsere Papiere an der deutschen Botschaft in Moskau ein und warteten. Mit unserem Status konnten wir nach Deutschland einreisen, hatten aber keine Entscheidungsmacht darüber, wohin in Deutschland. Allerdings wussten wir nichts vom Land. Zumindest nicht viel, wir hatten auch kein Internet in dieser Zeit. Auf unseren Papieren stand dann Mecklenburg-Vorpommern als Ankunftsland. Vielleicht wäre es besser gewesen, in Süd- oder Westdeutschland anzukommen. Am Anfang überlegten wir oft, später nach Hamburg, Berlin oder Nordrhein-Westfalen zu ziehen. Aber uns fehlten die finanziellen Mittel und vielleicht auch die richtigen Verbindungen, um Schwerin zu verlassen. Wir blieben hier, das kann man Pech oder Glück nennen.

Einmal bestand für meinen Mann die Möglichkeit, eine Arbeit an der Universität in Bremen zu finden. Aber er spricht nicht genug Deutsch, um mit den Studierenden hätte arbeiten zu können. Als wir hier mit unserem Verein anfangen, kamen 30 Kinder zu uns, um Russisch zu lernen. Heute kommt kein einziges. Ich hatte nicht wirklich die Möglichkeit, um als Russischlehrerin zu arbeiten. Heute kenne ich Kolleginnen und Kollegen, die mich einladen, bei ihnen an russischen Schulen in Berlin, Hamburg oder Nürnberg – also Städten, die große russischsprachige Gemeinden haben – zu arbeiten. Dazu müssten wir umziehen und dafür ist es zu spät für uns. Die Familie ist hier. Meine Tochter hat in Schwerin ihre Ausbildung gemacht und arbeitet heute im kommunalen Sozialverband. Sie ist verheiratet und hat zwei Söhne. Ich bin Großmutter und inzwischen ist der älteste Enkel auch schon 16 Jahre. Hätte

unsere Tochter umziehen wollen, dann wären mein Mann und ich womöglich mitgezogen. Aber sie wollte nicht, es gefällt ihr in Schwerin. Mein Sohn lebt auch in der Nähe.

Käme ich heute nach Deutschland, würde ich vielleicht Wege finden, um nach Westdeutschland zu ziehen. Aber damals beherrschte ich die Sprache nicht so gut, hatte noch keine Erfahrungen mit dem neuen Land gemacht und wir kannten niemanden, der uns hätte Ratschläge erteilen können. Doch inzwischen gefällt mir Schwerin. Ich lebe gern hier und bin zufrieden mit meinem Leben. Wenn wir Gäste zu Besuch haben und wir ihnen die Stadt zeigen, sagen sie immer: „Oh, das ist eine wunderschöne Stadt.“ Aber die Stadt ist nur gut für Seniorinnen und Senioren. Alle, die nicht in der Altenpflege arbeiten wollen, verlassen die Stadt. Schwerin hat keine großen Konzerne und keine Universität. Da ziehen die Jungen weg. Mit unserem Verein schauen wir nun auf 25 Jahre zurück. Wir hatten viele Schwierigkeiten und ebenso viele angenehme Momente. Und wir haben viele Freunde gefunden. Das Leben geht weiter.